
Gemeinnütziges Volksblatt.

April 1800.

I. Gesetze für den Bürgerstand.

Das Bürgerrecht wird in der Regel durch den Magistrat des Orts ertheilt.

Wer ein bürgerliches Gewerbe in der Stadt treiben will, muß sich um das Bürgerrecht bewerben und den Bürgereid leisten.

Nur den Bürgern, nicht aber den übrigen Einwohnern kommen Rechte und Nutzungen zu, welche der Bürgerschaft verliehen worden. Jedes Orts Verfassung bestimmt, in welchem Verhältnisse die Bürger an den gemeinschaftlichen Nutzungen Theil haben und die gemeinschaftlichen Lasten tragen.

Jeder Bürger ist schuldig, öffentliche Stadtämter, denen er vorstehen kann, zu übernehmen; auch ist er im Nothfalle der Stadt zu andern persönlichen Diensten verpflichtet, Handwerkdienste aber unentgeltlich zu leisten nicht schuldig.

Neue ungewöhnliche Dienste kann der Magistrat ohne Einwilligung der Bürgerschaft nicht fordern, noch die Art der Vertheilung ändern. Dies gilt auch von Geld- und andern Beyträgen; die

Bürgerchaft kann aber auch keine Beyträge ohne Einwilligung der Obrigkeit unter sich bestimmen und sammeln.

Wer an einen andern Ort hinziehet, verliert dadurch das Bürgerrecht in der verlassenen Stadt, und wenn er es erhalten will, so muß er binnen Jahr und Tag nach seinem Abzuge bey dem Magistrat darum anhalten. Wer für ehelos erklärt wird, verliert das Bürgerrecht; andere Verbrechen ziehen diesen Verlust nur alsdann nach sich, wenn die Kriminalgesetze es ausdrücklich verordnen. Wittwen oder geschiedene nicht für den schuldigen Theil erklärte Ehefrauen nehmen an den bürgerlichen Rechten ihrer gewesenen Männer so lange Theil, als sie ihren Stand nicht verändern.

Dem Magistrat gebührt als Vorstehern der Bürgerchaft die Ausübung der Stadtpolizey, in Ansehung welcher auch die erimirten Einwohner der Stadt seiner Aufsicht unterworfen sind; er muß über die Beobachtung der Polizeyordnungen halten, und die nach selbigen verwickelten Geldstrafen einziehen. Er ist berechtigt, die unstreitigen Abgaben der Stadt und andere Beyträge zu den gemeinschaftlichen Lasten einzufordern. Er ist schuldig, die Rechte der Stadtgemeinde wahrzunehmen und zu vertheidigen, das Kämmerer Vermögen der Stadt zu verwalten, und unter seiner Aufsicht stehet die Verwaltung des gemeinschaftlichen Vermögens, dessen Nutzungen den Mitgliedern der Bürgergemeine zukommen.

Die verschiedenen Arten der bürgerlichen Gewerbe und die damit verbundenen Rechte und Pflichten sind an jedem Orte durch Zunft- und Innungsartikel und durch Polizeygesetze bestimmt. Jeder, der ein solches Gewerbe treiben will, muß sich um den

den Inhalt dieser Vorschriften bekümmern, und in zweifelhaften Fällen sich durch die Obrigkeit oder andere Sachverständige darüber belehren lassen.

II. Von den Eigenschaften und Pflichten eines guten Hirten.

Dem ersten Ansehen nach scheint zu einem Viehhirten weder viel Geschicklichkeit, noch Fleiß erfordert zu werden, sondern einige Aufmerksamkeit, damit das Vieh unter dem Weiden nicht Schaden thue, oder sich unter einander verlege, auch kein Stück von der Heerde verloren gehe, dazu hinreichend zu seyn. Hat der Hirte aber keine andere Eigenschaften, so ist eine Heerde schlecht versorgt. Ein tüchtiger Hirte muß nicht nur gewisse Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitzen, sondern er hat auch verschiedene Pflichten zu beobachten.

Die Kenntnisse und Geschicklichkeiten, die ein guter Viehhirte haben muß, sind von verschiedener Art. Zuvörderst muß er eine Kenntniß der Natur und der mancherley Zufälle derjenigen Viehart haben, die ihm anvertrauet worden ist. Ohne diese Kenntniß kann er, wenn einem Stück Vieh, wie solches nicht selten geschieht, plötzlich ein Unfall zustößt, demselben nicht zu Hülfe kommen, und aus dieser Ursache geht oft ein Stück des besten Viehes verloren.

Zweytens muß ein tüchtiger Hirte die verschiedenen Eigenschaften des Grases und der Kräuter kennen, um seine Heerde von denen, die ihrer Gesundheit schädlich sind, zurück zu halten. Eine genaue Einsicht in die Kräuterkunde kann man frey-

lich von einem Hirten nicht verlangen; Aufmerksamkeit und eine lange Erfahrung müssen hierin die besten Lehrmeister seyn. Besonders sind diese Kenntnisse den Schäfern und ihren Knechten nöthig, da diese Viehgart nicht nur mehreren Zufällen unterworfen ist, sondern es auch unter den Kräutern und Gräsern sehr viele giebt, die ihrer Gesundheit nicht zuträglich und ihrer Natur zuwider sind. In Schweden sind daher eigene Schäferschulen angelegt, in welchen junge diesem Stande gewidmete Leute in allen den Dingen, die zu einer richtigen Pflege und Wartung der Schafe erforderlich sind, unterrichtet werden. Indessen werden tüchtige Schäfer wohl mehr durch Erfahrung als durch Regeln gebildet, und wenn die Kinder der Schäfer die Haadthierung ihrer Väter wählen, so pflanzen sich die in diesem Gewerbe durch die Erfahrung gesammelten Kenntnisse von den Vätern auf die Kinder fort. Sind die Schäfer mit ihren Schafen im Gemenge, so muntert sie der Eigennuß desto mehr auf, sich die gehörigen Kenntnisse zu erwerben.

Nirgends ist das Vieh schlechter versorgt, als wo man nicht für eine jede Viehgart einen eigenen Hirten hat, sondern dasselbe zum Theil von Kindern, und zwar hier und da zerstreuet gehütet wird. Hieraus muß nothwendig viel Nachtheil entstehen. Das Vieh wird durch die Unachtsamkeit und Unerfahrenheit der Kinder in die größte Gefahr gesetzt, die Weide muthwillig verschwendet, und auch den Feldern mancher Schade angerichtet; zu geschweigen, daß die Kinder dadurch von der Schule abgehalten werden. Hieraus ergebe sich die Regel, daß jede Viehgart ihren eigenen Hirten haben, und dieser die nöthigen Kenntnisse besitzen müsse. Die

Die vornehmsten Pflichten der Hirten sind folgende.

1) Ein jeder Hirte muß das unter seiner Hut habende Vieh nicht nur nach seiner Natur und Beschaffenheit kennen, sondern auch, wenn er ein Gemeinhirte ist, eigentlich wissen, wem ein jedes Stück zugehöre. Ein Stück ist faul und träge, das andere rasch und munter; eins frißt gierig, das andere langsam; eins ist ruhig und friedfertig, das andere unverträglich und stösig. Diese besondern Eigenschaften muß ein aufmerksamer Hirte bey einem jeden Stück Vieh zu erforschen suchen, damit er es darnach behandeln könne. Weiß er nicht, welchem Wirth ein jedes Stück Vieh zugehört, so kann er nicht, wie es doch auch zu seinen Schuldigkeiten mit gehört, wenn er etwa an einem oder dem andern Stück einen Zufall bemerkt, solches dem Eigenthümer anzeigen. Da jedes Stück Vieh gewisse Unterscheidungszeichen hat, woran es erkannt werden kann, so wird ein etwas aufmerksamer Hirte diese Kenntniß bald erlangen können.

2) Der Hirte muß bey dem Aus- und Eintreiben des Viehes behutsam verfahren. Er muß das Vieh nicht zu stark laufen lassen, sondern es mit langsamen Schritten auf die Weide bringen, und auch auf gleiche Art wieder nach Hause zurückführen. Durch das dem Viehe bey dem Aus- und Eintreiben verstattete Laufen und Rennen, kann es, wie die tägliche Erfahrung lehret, nicht nur mancherley Schaden leiden, sondern es wird auch zu sehr erhitzt, welches ihm, sowohl unmittelbar vor, als auch nach dem Fressen höchst schädlich ist. Bey den Schafen ist dieses Erhitzen am sorgfältigsten zu vermeiden. Einem geschickten Hiren,

ten, besonders wenn er einen gut abgerichteten Hund hat, der die vorlaufenden Stücke anhalten und wieder zurückbringen kann, wird solches auch bey den zahlreichsten Heerden und unbändigsten Vieharten wohl möglich fallen.

3) Muß der Hirte zu rechter Zeit das erforderliche Zeichen zum Austreiben geben. Die Gemeinhirten müssen diese Ordnung beobachten, damit die Mägde das Vieh vorher gehörig besorgen können. Wie lange dieses vor dem wirklichen Austreiben geschehen müsse, kommt auf die mehrere oder geringere Größe des Dorfs an.

4) Der Gemeinhirte muß das Vieh nicht eher aus dem Dorfe treiben, bis er die ganze Heerde zusammen hat. Durch das Nachtreiben des verspäteten Viehes geschieht mancherley Schaden, und das Vieh wird dabey leicht übertrieben. Billig muß vor dem Dorfe ein ordentlicher Sammelplatz für das Vieh seyn, auf welchem der Hirte es in Empfang nehmen muß. Wer gar zu saumselig ist, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn der Hirte nicht länger wartet, indem er dafür Sorge tragen muß, daß die Heerde, besonders des Morgens, weniger Stücke wegen nicht zu lange hungern dürfe.

5) Ein guter Hirte muß die rechte Eintreibzeit, sowohl des Mittags, wo dies üblich ist, als auch des Abends beobachten. An vielen Orten, wo die Weide nahe bey dem Dorfe ist, kommen die Kühe des Mittags nach Hause, um gemolken zu werden. Nun ist es nicht gut, daß dies sogleich geschieht, wenn das Vieh noch in voller Wallung ist, sondern man muß es erst sich etwas erholen lassen. Der Hirte muß also nicht erst am vollen Mittag in der größten Hitze nach Hause kommen,

men, sondern gegen eiff Uhr mit dem Viehe da seyn, damit es genugsame Zeit habe sich zu erholen, und auch das Melken mit Bequemlichkeit geschehen könne. Bey dem Eintreiben zur Abendzeit, muß der Hirte sich nach den verschiedenen Jahreszeiten und der darin gewöhnlichen Bitterung richten. Die Erfahrung lehret, daß das Vieh im Kühlen am besten frist, wenn das Gras sich durch den Thau von der den Tag über ausgestandenen Sonnenhitze wieder zu erfrischen anfängt; aber es ist auch bekannt, daß die Abendkälte in den spätern Jahreszeiten dem Viehe nicht zuträglich ist. In den heißen Sommertagen kann daher der Hirte spät auf der Weide bleiben; in den ersten Frühlingstagen und im Herbst hingegen muß er wegen der nach Sonnenuntergang sich gemeiniglich äufsern- dern merklichen Kälte früher eintreiben.

6) Der Hirte muß das Vieh nicht allein fleißig, sondern auch zu gehöriger Zeit tränken. Nichts ist allen Arten des Viehes schädlicher, als wenn es Mangel an Wasser leiden muß. Man ist auch jetzt überzeugt, daß, besonders beym Rindviehe, die verabsäumte fleißige Tränkung und das Tränken mit unreinem Wasser eine Ursach der Viehseuche sey. Niemals muß das Vieh durch Laufen und Treiben erhitzt seyn, wenn es zum Wasser geführt wird. Wie gefährlich dies sey, ergiebt sich an dem Beispiel der Pferde. Freylich ist nicht auf allen Hütungsplätzen Gelegenheit dazu vorhanden, da das Wasser oft sehr weit entfernt ist. Auch auf die Eigenschaften des Wassers kommt viel an, wenn das Tränken dem Viehe nicht gefährlich werden soll. Ein Hirte, der das Vieh aus jeder Pfütze oder aus morastigen Sümpfen sausen läßt, kommt seiner Pflicht schlecht nach. Die Viehweide

hat einen großen Vorzug, wo ein Fluß, Bach oder Landsee in der Nähe ist. Das Springwasser ist nicht so gut, weil es zu viel Kälte bey sich fuhr; besonders sind die Schafe sorgfältig davor in Acht zu nehmen.

7) Der Hirte muß die Heerde sich nicht weiter verbreiten lassen, als er sie beobachten kann. Gewöhnlich lassen die Hirten, sobald sie auf dem Hütungsplatze angelanget sind, das Vieh nach seiner Willkühr laufen, legen sich hin und schlafen, oder stricken. Die letztern bleiben doch noch immer munter und sehen sich bisweilen nach der Heerde um. Das Verbreiten des Viehes auf der Weide ist zwar an sich demselben nützlich; aber der Hirte muß doch kein Stück aus den Augen verlieren, sondern die zu weit abstreifenden durch den Hund zurückholen lassen. Geschiehet dies nicht, so kann das Vieh nicht nur mancherley Schaden anrichten, sondern es gehet auch wohl gar ein Stück, das sich verirret hat, besonders von den Schafen, verloren.

8) Endlich ist es auch eine wichtige Pflicht des Hirten, daß er die auf den Hütungsplätzen angeordneten Schonungen heilig halte, und sie nicht eher, bis sie wieder aufgegeben worden sind, betreibe. Hierunter sind nicht nur die Schonungen in den Wäldern zu verstehen, die des jungen Holzausschlages wegen angelegt sind, sondern auch die Schonörter, die billig auf allen Hütungsplätzen versüßt werden müssen, um dadurch dem weidenden Viehe immer frisches Gras zu verschaffen. Eine gewisse unvernünftige Stierigkeit nach Gras und Futter verleitet die meisten Hirten, diese Schonungen bey allen Gelegenheiten zu übertreten, ob sie gleich zum offenbaren Besten des Viehes veranstaltet worden sind. Besonders geschiehet dies,

wenn

wenn mehrere Hirten sie mit ihren Heerden zu betreiben besugt sind.

III. Ein sicheres Mittel gegen das Schwitzen unter den Armen.

Es ist bekannt, was das Schwitzen unter den Armen bey dem Arbeiten, bey dem Tanzen und andern Erhitzungen, bey dem Spazierengehen für eine unangenehme Sache ist, und was für Schaden es mit Flecken an den Kleidern verursacht. Wohl eher ist ein ganz neues stoffen- und seidenes Kleid im Erhizen bey dem Tanze durch Schwitzen verdorben worden. Wollte man Mittel wider dieses Schwitzen gebrauchen oder es äußerlich zu vertreiben suchen, so würde es der Gesundheit sehr nachtheilig seyn. Ein Pulver aber, das weder dem Schweiß zurück treibt, noch der Gesundheit schädlich ist, sondern den Schweiß nur an sich ziehet, daß er nicht in die Kleider treten, noch solche beflecken kann, darf mit Sicherheit gebraucht werden, und dazu dient folgendes Pulver.

Man koche Reis in einem Topf zu einem dicken Muß, und läßt ihn alsdann auskühlen und ausquellen. Wenn er erkaltet und dick ist, thut man ihn in eine reine Serviette, und läßt ihn unter der Rolle breit und trocken rollen. Alsdann nimmt man den Reiskuchen heraus, und wenn er in der Luft vollends recht trocken geworden ist, so stößt man ihn im Mörsel so fein als möglich, und schlägt das klare Mehl durch ein feines Haarsieb durch und bewahrt es auf.

Dieses Mehl ist nun das Pulver, welches unter die Arme gestreuet werden muß, ehe man zu schwitzen

anfängt. Es treibt den Schweiß nicht zurück, daß eine Krankheit daraus entstehen könnte, sondern es verhütet durch seine sehr anziehende Trockenheit, daß die Kleider nicht durchgeschwitzt werden. Am besten thut man, wenn man kleine Küssen von feiner mürrer Leinwand macht, sie mit diesem Pulver anfüllet und unter die Arme legt.

IV. Die Spielsucht, ein Quelle des Verderbens für viele Familien.

Folgende Erzählung dienet dazu, das Laster der Spielsucht in seiner Häßlichkeit, Stärke und Unbezwingbarkeit darzustellen.

Im Markgrasthum Baden lebte auf einem Dorfe nicht weit von Basel ein junges Ehepaar, das bey seiner Verbindung ein Gegenstand des Neides aller Nachbarn, einige Jahre lang ein Vorwurf ihrer Schadenfreude, und endlich wieder ein Beyspiel allgemeiner Erbauung war. Der junge Mann kam frühzeitig in den Besitz eines ansehnlichen Bauerguts, welches ihm sein Vater in der vortheilhaftesten Verfassung hinterließ. Dieser hatte immer darauf gesehen, daß seine Rühe die schönsten im Dorfe, seine Klee- und Getreidefelder die fettesten, sein Weinberg und Baumgarten am besten unterhalten waren. Auf seinen an einander grenzenden Feldern standen in langen Reihen die schönsten Nußbäume und Obstbäume, die einen beträchtlichen Ertrag gaben.

Jakob (so hieß der junge Bauer) sah sich nun ernstlich nach einer Gehülfin um, und da seine Wahl allein von ihm abhing, so folgte er seiner Neigung und heirathete ein hübsches Bauer mädchen

aus einem benachbarten Dorfe, das er sich schon längst auserkohren hatte, und das ihm von Herzen gut war. Rose (so hieß die junge Frau) war für ihr Hauswesen eben so wirksam und geschäftig, wie Jakob in Betreibung der Landwirthschaft und in dem vortheilhaften Absatz ihres Ertrages. Alle Abend theilten sie einander mit, was sie den Tag über gethan hatten und berechneten den daraus zu hoffenden Gewinn. Rose hatte fünshundert Gulden eingebracht; diese wurden zur Erlangung eines schönen Stückes Waldung angelegt, welche Jakobs Gute abging, und eine sehr vortheilhafte Verbesserung desselben war. Alle Nachbarn sahen scheel dazu und beneideten das junge Paar, welches sich aber nicht darum zu bekümmern schien und muthig fortfuhr, seine gute Wirthschaft und Verbesserungen fortzusetzen, worüber es jedoch die erlaubten Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen nicht vergaß. Statt daß andere Bauern des Sonntags in die Schenke gingen, indeß die Weiber und Kinder derselben zu Hause Wasser trinken mußten, blieb Jakob zu Hause bey seinem lieben Weibe, und theilte mit ihr den Genuß irgend einer Erquickung, die sie sich ohne großen Aufwand verschaffen konnten. Er pflegte dann seinen Obst- und Küchengarten und beschäftigte sich mit seiner Baumschule, oder er nahm seine Rechnungen vor, die er stets in der Ordnung zu erhalten suchte, in welcher sein Vater sie hinterlassen hatte. Bald bekam er noch eine angenehme Beschäftigung dazu, denn seine Rose gebahr ihm einen wackern Jungen, den er gern auf seinen Armen herumtrug.

So wahr und rein findet man häusliches Glück nur selten, wie in der Wohnung dieser glücklichen Landleute. Wer hätte nicht glauben sollen, daß ein

ein solches Glück immer dauern müßte? Und wer sollte nicht trauern, daß Menschen, die im Besitze desselben sind, sich durch Leidenschaften verleiten lassen, es gegen ein Blendwerk aufzuopfern.

Jakob hatte von seinem Vater einen gewissen erlaubten Stolz geerbt, der wohlhabenste, ordentlichste und thätigste Bauer im ganzen Dorfe zu seyn. Ob sich nun gleich zu Behauptung dieser Ansprüche auch Wirthschaftlichkeit gefallen mußte, so konnte man doch nicht sagen, daß sie den mindesten Anstrich von Geiz gehabt hätte. Jakob war nicht nur bemühet, diese Vorzüge in seiner Familie zu erhalten, sondern er glaubte auch sie noch vermehren zu müssen. Der heimliche Neid seiner Nachbarn, die sich zuweilen laut über ihn lustig machten, daß er so zusammengeizt und des Lebens nie froh werde, spornte ihn nur noch mehr dazu an, auf Vergrößerung seiner Grundstücke und auf Verbesserung seiner Umstände bedacht zu seyn. Er schien in dem Krappbau, bey dem sich die Elsasser Bauern so wohl befanden, ein untrügliches Mittel zu finden, das zu diesem Ziele führte, und begab sich daher selbst in das Elfaß, um hinlängliche Kundschaft davon einzuziehen. Hier ward er zu seinem Unglück mit Bauern bekannt, die von der Lotteriesucht angesteckt waren, und deren einer nicht lange vorher eine Terne gewonnen hatte. Jakob wurde dadurch hingerissen, sein Glück ebenfalls zu versuchen und verlor. Der Verlust war ihm unangenehm, und da er ihn nicht einbüßen wollte, so verstärkte er von Zeit zu Zeit seinen Einsaß. Zuweilen gewann er einmal einen Auszug, und dadurch wurde er immer auf das neue angefeuert. Seine Rose schien wenig von diesem Be-

rei-

reicherungsmittel zu hoffen, und ließ es ihm merken, ohne sich darüber zu ereifern.

Da Jakob den Krappbau bey sich gleich im Großen eingeführt hatte, so konnte der jährliche Ertrag von seinen Grundstücken nicht ansehnlich seyn, weil er den Gewinn davon erst in vier Jahren zu erwarten hatte. Das Obst wollte einige Jahre hinter einander nicht gerathen, welches sonst einen erheblichen Theil seiner Einkünfte ausmachte. Er sahe sich also von Zeit zu Zeit genöthigt, etwas zu borgen, und gerieth unvermerkt in Schulden, die er, wenn ihm das Glück günstig seyn würde, mit dem gehofften Gewinn, oder doch wenigstens mit seiner Krappbauerndte zu bezahlen dachte. Er trieb demnach das Lotteriespiel immer ernsthafter, und nun mußte auch sein schönes Stück Waldung herhalten, um ihn in den Stand zu setzen, bey jeder neuen Ziehung immer mehrere Nummern zu befehen, um wenigstens seinem bisherigen Verluste wieder beyzukommen.

Lieber Jakob, sagte ihm Rose eines Sonntags, ich dächte, du vergägest das, was du schon verloren hast, und settest nicht mehr in die betrügliche Lotterie. Sieh, es hat dich schon in Schulden gesetzt, und wird dich noch tiefer hineinbringen. Der liebe Gott hatte uns so reichlich gesegnet, daß wir mehr hatten, als alle unsere Nachbarn; wir waren so vergnügt dabey, weil wir es uns angelegen seyn ließen, das zu erhalten, was er uns gegeben hatte, und wir sahen, daß es sich durch unser Schaffen und Thun wirklich vermehrte. Mir ist es immer, als könnte es dem lieben Gott nicht gefallen, wenn man ohne Mühe und Arbeit reich werden will. Sehe doch nicht wieder in die Lotterie, lieber Jakob! Unser schönes Holz hat sie schon verzehrt, und für
den

den Krapp hast du auch schon das meiste Geld weg. Du siehst ja, der liebe Gott will es nicht haben. Wir wollen schon sehen, wie wir durch Fleiß und Sparsamkeit unsern Schaden wieder ersehen. Ich bin dir immer gefolgt, folge du mir auch einmal, mein guter Jakob! Dabey streichelte sie ihm die Backen, und bemüdete sich, ihm das Herz leicht zu machen.

Jakob fühlte wohl, daß seine Frau Recht hatte, aber er konnte seinen Verlust nicht so verschmerzen, daß er zu seiner Ersetzung das einzige Mittel, was ihm möglich schien, gänzlich hätte aufgeben sollen. Auch hatte es ja diesem und jenem zuweilen geglückt, etwas ansehnliches zu gewinnen, warum sollte er nicht die nämliche Hoffnung haben dürfen? Der Ehrgeiz oder vielmehr die Scham vor seinen Nachbarn gab seinen Gründen vollends das Uebergewicht; doch gelobte er seiner Frau, alsdann nie wieder in die Lotterie einzusetzen, wenn er nur einmal diese Scharte ausgeweht hätte. Rose schlich sich traurig von seiner Seite, überließ sich ihren finstern Abundungen und dachte mit schwerem Herzen an die ersten glücklichen Zeiten ihres Ehestandes.

Solcher Ausstritte gab es mehrere. Rose veranlaßte sie nie von selbst, sondern nützte bloß die Gelegenheiten, die sich ihr darbieten, zumal wenn sie ihren Mann nachdenkend fand, und dann that sie immer freundlich dabey, und ließ nie einen Vorwurf über ihre Lippen kommen. Demohngeachtet wich Jakob seiner Frau, so viel er nur immer konnte, immer mehr aus, und die Schenke, wo sein Hang zur Lotterie noch genährt wurde, ward sein beständiger Zufluchtsort. Er nahm an Kartenspielen Theil, um sich zu zerstreuen, und

vertrank oft so viel, daß er mit seiner Frau und Kindern einige Tage davon bequem hätte leben können.

Sein Einsatz in die Lotterie wurde immer mehr erhöht. Er berechnete immer, was er gewinnen konnte, aber nie, was er schon verloren hatte, und was er noch verlieren konnte. Er träumte von Nummern, besetzte sie, fand sich getäuscht, träumte von neuem, und ließ sich auf das neue täuschen. Darüber vernachlässigte er seine Wirthschaft; seine Obstbäume wurden von den Raupen abgefressen; seine Baumschule verwilderte; sein Weinberg blieb ungepflegt, und das Einkommen ward immer geringer. Der Krapp war verspielt; von der Getreideerndte behielt er kaum den Samen übrig; er hatte schon ein ansehnliches Kapital auf das Gut geborgt, und war außerdem schuldig, ohne zu wissen, wie er bezahlen sollte. Er sah ein, daß er zu Grunde ging, wenn nicht bald ein Glückesfall erfolgte, aber er konnte nicht mehr zurück. Das arme Weib, welches schon ihr viertes Kind unter dem Herzen trug, jammerte und weinte heimlich über die Verirrungen ihres Mannes, den sie denn immer noch liebte, und sie arbeitete über ihre Kräfte, um nur das Nothdürftigste herbei zu schaffen. Sie war wohl überzeugt, daß er ihr nicht untreu war, aber sie litt doch nicht weniger, da sie sah, daß er zu Hause keine Ruhe mehr hatte, und sich nur bloß der Spielsucht und dem Trunke überließ.

Als ihm niemand mehr borgen wollte, so wurde das letzte Bischen Holz vollends verkauft, so daß er nun selbst keins mehr hatte. Dann kam die Reihe an Stroh und Futter, ob er gleich desselben selbst sehr bedurfte. Endlich wurden ein Paar

Rühe

Rühe auf den Viehmarkt getrieben, und nun kam die Reihe sogar an einige gute Sachen, die der Frau gehörten. Die gierige Lotterie verschlang das meiste davon, und gab nichts wieder von sich.

Gerade um die Zeit, wo die Umstände am traurigsten und verworrensten waren, kam Rose mit einer Tochter nieder. Man mußte verschiedenes verkaufen, was beynahe unentbehrlich war, um nur die nöthigen Kosten zu bestreiten, und dennoch litt die arme Wöchnerinn fast am Nothwendigsten Mangel. Sie raffte sich einige Tage nach ihrer Niederkunft wieder auf, um nur für die nothwendigsten Bedürfnisse zu sorgen, und von nun an war sie es fast ganz allein, die durch ihren unermüdeten Fleiß Mann und Kinder ernährte. Sie hatte, selbst in den letzten Zeiten, ihrem Manne an nahrhafter Speise so wenig als möglich abgehen lassen, und lieber selbst gedarbt. Jetzt konnte sie das auch bey der größten Anstrengung nicht mehr möglich machen, und Jakob, wenn er auch nichts darüber äußerte, schien wenigstens immer etwas bessers zu erwarten, als aufgetragen wurde. Rose verlor dennoch ihre Sanftmuth nicht, aber es war ihr deutlich anzusehen, wie viel Mühe sie sich gab, ihren Kummer dahinter zu verbergen.

An einem Morgen, den das treffliche Weib schlaflos hingewiegt hatte, rief ihr Jakob noch unter dem Thorwege zu, er werde des Mittags nicht heim kommen, sie sollte ihm das Essen auf das Feld hinausbringen. Ohne ein Wort abzuwarten, ging er seinen Weg fort, und vertiefte sich in seinen betrüglichen Spekulationen. Die gute Frau sann hin und her, wie sie ihrem Manne ein erträgliches Mittagsbrod bereiten wollte, aber sie konnte

konnte nichts erfinden. Die letzten Groschen waren gestern in der Schenke verspielt und vertrunken worden; die Vorräthe waren aufgezehrt; der Wirth borgte nicht mehr, und von den schadenfrohen Nachbarn, denen sie kaum in die Augen sehen konnte, war auch nichts zu hoffen. In dieser verzweifeltsten Lage überließ sie sich eine Zeitlang ihrem ganzen Gram. Der Mittag rückte heran; sie machte den Kindern eine Mehlsuppe, und saugte trostlos das kleine Mädchen, welches an der mütterlichen Brust sanft einschlies.

Auf einmal kam ihr ein Gedanke in den Sinn, den sie mit Hastigkeit festhielt, und wirklich auszuführen beschloß. Sie war ja nicht bloß Gattin, sie war auch Mutter, und Mutter von vier Kindern, die nun fast dem gänzlichen Mangel bloßgestellt waren. Vielleicht, dachte sie, wird er dadurch gerührt werden, und von seiner Spielsucht zurückkommen. Muthig unterdrückte sie daher die Empfindungen, die ihre Vorwürfe zu machen schienen, daß sie ihrem Manne ein so grausames Schauspiel bereitete. Mit bebender Eil, als wenn sie fürchtete, sie möchte ihren gefaßten Entschluß wieder bereuen, legte sie das schlafende Kind in ein Körbchen, worin sie ihrem Manne gewöhnlich das Essen brachte, und machte sich auf den Weg.

Jakob hatte sich schon einmal umgesehen, ob Rose noch nicht komme; endlich sah er sie mit dem bekannten Körbchen zwischen den Feldern herankommen. Seine Hoffnung ein gutes Mahl zu erhalten, stimmte ganz mit seiner Eglust überein, und beide zusammen verbreiteten eine gewisse Heiterkeit, die von Rosens schwermüthigem Ernste, mit dem sie sich näherte, gänzlich abstach. Schweigend setzte sie das Körbchen auf den Feldrand hin.

Jakob nahm daneben sogleich Platz, zog seinen Hut ab und verrichtete sein Tischgebet. Aber welches ein mächtiges Erstaunen ergriff ihn, als er das Tuch von dem Körbchen wegzog, und darin keine Speise, kein Getränk, sondern sein schlafendes Kind erblickte. — Mit stummer Empfindung sahe er zu seinem Weibe auf, die ihm in einiger Entfernung gegen über stand, und ihn mit starren überströmenden Augen anschauete. — *Is,* sagte sie mit einem festen, aber erschütternden Tone, du hast ja noch größeres Recht daran, als der Hunger, der den armen Wurm ohnedies bald verzehren wird; ich habe sonst nichts mehr, was ich dir zu bringen vermöchte. Du hast mir nichts weiter gelassen, wovon ich dich und deine Kinder sättigen könnte; du hast gesteuert die letzten Groschen in der Schenke verthan, die noch auf einige Tage hingereicht hätten; sättige dich nun also an deinem eigenen Kinde!

Jakob ward hierdurch bis ins Innerste erschüttert. Mit stummen Entsetzen starrte er eine Zeitlang auf den Boden hin, und sahe den Abgrund vor sich, an den er sich und die Seinigen gebracht hatte. Plötzlich sprang er auf, und fiel seinem trefflichen Weibe um den Hals. O, vergieb mir, meine Rose, rief er schluchzend aus, o, vergieb mir, wenn du kannst! Bey Gott! ich will nie wieder spielen; ich will Tag und Nacht arbeiten, um mich aus dem Unglück heraus zu arbeiten, in das ich mich so blindlings gestürzt habe. Glaube nur, daß es mir Ernst ist, ich will dir in allem folgen, ach, hätte ich es doch immer gethan.

Rose freuete sich ihres schönen Sieges, und ließ ihren leidenden Mann nicht lange in Ungewißheit, ob sie ihm gänzlich verziehe. Sie schlang ihre

ihre Arme feurig um ihn herum, und überhäufte ihn mit Liebkosungen. O mein Jakob, rief sie gerührt aus, sieh, nun bist du wieder mein! Ach seit langer Zeit warst du es nicht mehr. Schon lange waren deine Kinder so gut als verwaiset. Nicht wahr, lieber Jakob, du willst nun wieder ihr Vater seyn?

Jakob konnte diese Rede kaum ertragen; sie vollendeten seine plötzliche Sinnesänderung aus dem Grunde. Für Rosen war dieser Tag ein zweyter Hochzeittag, so sehr auch ihr häuslicher Zustand von jenem ehemaligen verschieden war. Es ward ihr auf einmal, als wenn ihr ein schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre. Mit ruhiger Heiterkeit suchte sie die trüben Wolken von ihres Mannes Stirne zu verscheuchen, und sie ruhete nicht eher, als bis es ihr etwas wenigstens gelungen war. Sie zeigte ihm, auf welche Weise sie sich bald wieder helfen könnten, und erheiterte dadurch sein durch Sorgen und Mißmuth verfinstertes Gesicht nicht wenig.

Jakob hielt Wort, setzte nicht mehr in die Lotterie, ging nicht mehr in die Schenke, und ward ganz wieder der arbeitsame und ordentliche Mann, der er sonst gewesen war. Rose gab ihm nichts nach, und die mühsamsten und ungewohntesten Arbeiten wurden ihr leicht. Nie erwähnte sie etwas von ihrer vorigen Lage, und wollte ihr Mann zuweilen davon anfangen, so hielt sie ihm den Mund zu, und schäkerte mit ihm. Jakob wollte schlechterdings, daß sie alle Groschen in Verwahrung nähme, und sie that es eine Zeitlang; sobald aber die erste dringende Schuld abgetragen werden konnte, bekümmerte sie sich nicht mehr um die Einnahme. Es währte nicht lange, so konnte

wieder eine Kuh angeschafft werden, und bald darauf die zweyte. Die kleinen Schulden wurden erst getilgt, und hernach die größern; denn Jakob sammelte eifriger, als wenn er einen Schatz anzulegen hätte. Einige fruchtbare Wein- und Obstjahre setzten ihn in den Stand, einen großen Theil seiner Schulden zu bezahlen, und nun konnte er schon berechnen, wie bald sein Gut frey seyn könnte. Nur seine Waldung konnte er so bald nicht wieder herstellen; ihr Unblick blieb ihm der einzige Vorwurf über seine Thorheiten.

So ward allmählich das häusliche Glück dieser Familie durch Rosens sanftes und kluges Benehmen wieder hergestellt, ohne welches sie augenscheinlich zu Grunde gegangen wäre. Alle Nachbarn wurden dadurch erbauet; kein Mensch sprach mehr von Jakob und Rosen geringschätzig, und keine Nachbarin sahe Rosen mit scheelen Augen an, wenn sie schon zuweilen von ihrem Manne sich müßte gefallen lassen, daß er ihr Rosen als ein Muster einer guten Hausfrau aufstellte. Dies Beispiel beweiset, wie vielen Einfluß ein verständiges, sanftes und pflichtliebendes Weib auf Wohlstand und häusliche Glückseligkeit habe.

V. Von der Obstbaumzucht.

(Fortsetzung.)

K. Heute wollen wir uns über die andern Veredlungsarten der Bäume, das Kopuliren und das Pstropfen, unterreden?

H. Was heißt kopuliren?

K. Ein gutes edles Reis mit einem wilden Stämmchen vereinigen. Diese Art zu veredeln ist die

die leichteste und sicherste, und man erhält dadurch am geschwindesten einen schönen Baum. Dies kann geschehen im März und April, im Herbste und den ganzen Winter hindurch, bey günstiger Witterung.

H. Warum denn im Winter?

K. Weil es die dauerhaftesten Bäume werden, die nicht so leicht von Nachtfrosteln leiden. Vorzüglich ist es gut bey den frühtreibenden Sorten, zumal Aprikosen und Pflirschen.

N. Wie wird nun bey dem Kopuliren verfahren?

K. Die edlen Keiser werden einige Zeit vor dem Gebrauch gebrochen, zum Frühlingskopuliren im Februar, und zum Winterkopuliren, im November und December. Sie müssen nicht in die Wärme kommen, eine halbe Stunde im kalten Wasser liegen, und dann an einem schattichten Ort zur Hälfte in die Erde gescharrt werden. Diese Keiser müssen Sommerschossen mit vollkommenen Augen, aus den Spitzeln junger gesunder Bäume, aber keine Fruchtkeiser seyn. Bey dem Kopuliren wird zuerst das wilde Stämmchen zugerichtet. Man nimmt ihm alle Nebenzweige und drückt die in der Rinde vorhandenen Knospen ab. Dann sucht man den Ort am Stämmchen aus, der mit dem Kopulirkeise von gleicher Dicke ist, und und schneidet ihn da mit einem länglichten ganz glatten Rehsfußschnitt nach der Mitte hin ab. Das Keis stußt man oben bis auf zwey oder drey Augen ab und verklebt es mit Baumwachs, unten schneidet man einen gleich langen Rehsfußschnitt nach der Seite daran. Der Schnitt ist gut, wenn der Kern sowohl auf dem Stämmchen, als auf dem Keise sich gerade in der Mitte befindet. Dann

wird das Kopulirband, welches ein Finger breites, einen Fuß langes, mit Baumwachs bestrichenes, leinenes Band ist, wenn die beyden Schnitte recht genau zusammengepaßt sind, so daß Rinde auf Rinde kommt, mit der klebenden Seite auf die Mitte des Kopulirreises angelegt, und Reis und Stämmchen fest damit umwickelt, so daß sich nichts verziehen kann, und das Reis anwachsen muß. Man muß aber dahin sehen, daß von dem Baumwaxe nichts zwischen die Schnitte, oder die Rinde kommt. Im May werden die Bänder gelöst, damit sie nicht einschneiden, und im Herbst, wenn alles verwachsen ist, werden sie abgenommen.

H. Was ist in der Folge weiter dabey zu beobachten.

K. Wenn alle am Kopulirreise gelassene Augen ausschlagen, so läßt man das stärkste stehen, und nimmt die andern um Johannis ganz weg; auch müssen die am Wildlinge von neuem sich zeigenden Triebe abgenommen werden. Es ist dienlich dem Stämmchen einen Pfahl zu geben, weil kopulirte Stämme leicht von dem Winde zerbrochen werden.

K. Das scheint mir sehr schwer zu seyn, und unser einer möchte wohl nicht damit fertig werden.

H. Ich denke schon damit zurecht zu kommen, wenn ich es ein paarmal gesehen habe.

K. Ich werde es euch zu seiner Zeit gern zeigen. Jetzt aber will ich euch noch einen kurzen Unterricht über das Pfropfen mittheilen.

Das Pfropfen (Impfen, Pelzen) geschiehet im März bis in den April, an trübem und wollichten Tagen. Die Pfropfreiser werden im Februar gebrochen, müssen gesund seyn, nicht von altem Holze, oder Wasserreisern. Man hat ver-

schie-

schiedene Arten zu pflropfen; die besten sind das Pflropfen in den Spalt und in die Rinde. Jenes wird bey jungen Stämmchen oder schwachen Aesten größerer Bäume angewandt, die Stämmchen müssen wohl eingewurzelt seyn, ein paar Jahre in der Edelschule gestanden haben, und etwa einen Zoll im Durchmesser stark seyn. Die Aestchen der zu pflropfenden Stämme schneidet man unter der Pflropfenstelle schon im vorhergehenden Herbst ab. Ist das zu pflropfende Stämmchen dünne, so setzet man zwey Keiser in einen Spalt gegen einander über, damit die Wunde desto mehr und besser verwächst, und sich mit Rinde zuwölbt. Das Pflropfreis wird auf zwey bis vier Augen, je nachdem das Stämmchen schwach oder stark ist, eingestukt. Nun kommt es hauptsächlich darauf an, daß am untern Ende desselben der Keil gehörig gebildet wird.

H. Wie geschieht denn das?

N. Das will ich euch an diesem Reise zeigen. Ich thue an jeder Seite desselben nahe neben dem ersten Auge die zwey ersten Schnitte, so daß das unterste Auge inwendig hinein zu stehen kommt.

H. Warum das?

N. Weil dadurch das schnelle Ueberwachsen befördert wird, weil das aus dem Auge hervorwachsende Reis einen Widerhalt gegen die Wunde hat, und weil die Knorpel an der Pflropfenstelle nicht so unförmlich werden. Nun schneide ich den Keil unten ganz scharf, eben und gleich und gegen die innere Rinde zu etwas dünne zulaufend.

N. Wie lang muß der Keil seyn?

N. Drey Viertel bis einen Zoll lang, nachdem das zu pflropfende Stämmchen stärker oder schwächer ist. Man darf aber nicht zu viel Keiser

auf einmal zuschneiden, weil sie sonst von der Luft ausgezogen werden.

H. Wie muß denn nun der zu pfcropfende Baum zugerichtet werden?

K. Er wird da, wo er gepfcopft werden soll, gerade abgefägt, und der Schnitt mit einem scharfen Messer recht glatt geschnitten. Dann setzt man die Klinge des Pfcopfeisens in der Mitte des Kerns an, und schlägt mit einem leichten Hammer den Spalt sachte ein, der oben etwas länger als der Keil seyn muß, damit das Reis nicht mit zu vieler Gewalt und Beschädigung der Rinde eingesteckt werden muß. Die Splittern am Spalt müssen behutsam getrennt werden. Man macht auch den Spalt nur auf der einen Seite, der, wenn es glückt, auf der andern Seite nicht sichtbar wird, oder nur wenig ausspringt; so wölbt sich die Rinde bald wieder zu, so daß alles schnell verwächst.

H. Wie pfcopft man die schwachen Wildlinge?

K. Nur mit einem Reise, dessen Keil auf beyden Seiten gleich dick zugeschnitten wird.

H. Wie wird denn das Pfcopfreis eingefetzt?

K. Wenn man den Spalt auf vorherbeschriebene Art gemacht hat, setzt man, ehe man das Messer herauszieht, ein eisernes Keilchen hinein, um den Spalt offen zu erhalten. Nun steckt man das Reis gleich vollkommen gut hinein, so daß die innere grüne Rinde des Reises mit der grünen Rinde des Stammes genau an einander stößt, auch daß die Rinde nicht abgestreift wird, und das Reis auf seinen zwey Absätzen auf der obern Platte fest aufsitzt. Dann zieht man das Keilchen heraus, verschmiert die Ritze um und neben der Pfcopfstelle, auch die Platte mit Baumwachs,

wachs, wovon aber nichts in den Spalt kommen muß, und bedeckt die Pfropfstelle mit einem Lappchen, welches man mit wollenem Garn oder Bast umbindet. Noch besser verwahrt man die Pfropfstelle auf folgende Art. Man überstreicht einen Bogen Papier dünne mit Baumwachs, und schneidet ihn der Länge nach in acht Streifen, und jeden Streifen in sechs gleiche Theile, so bekommt man 48 Pflaster. Von einer Ecke eines Pflasters schneidet man bis in die Mitte ein, drückt es fest auf die Platte, so daß die durch den Einschnitt entstandenen Lappen um den Keil über einander schlagen, und die Platte und den Spalt vollkommen decken.

N. Wenn ist aber das Pfropfen in die Rinde anzuwenden?

N. Wenn der zu veredelnde Stamm alt ist und Saft genug hat. Bey Umpfropfung solcher Bäume und starker Aeste ist diese Art vorzuziehen, weil sie nicht so gewaltsam ist.

N. Wie wird sie verrichtet?

N. Das Pfropfen in der Rinde wird erst im April vorgenommen, wenn die Knospen stark aufgeschwollen sind, und man braucht dazu matte Reiser, die man schon im Winter gesammelt hat. Stehen die Augen am Reise nahe beisammen, so wird es auf vier bis fünf Augen geschnitten, stehen sie aber weit aus einander, auf drey Augen.

N. Wie muß hierbey der Keil gebildet und der Wildling eingerichtet werden?

N. Der Keil wird einen bis anderthalb Zoll lang, wie ein länglicher Zahnstoßer, unten soß und dünne zugeschnitten, und bekommt oben, mit einem Einschnitt bis in das Mark, einen Absatz. Die äußere braune Rinde wird von der darunter

liegenden grünen Rinde vorsichtig entweder ganz abgezogen, oder in der Mitte ein schmaler Reif von derselben gelassen. Der Wildling wird abgeplattet, dann ein Einschnitt in die Rinde gemacht, und das Reis hineingesteckt, bis der Absatz gedrängt auf der Platte ansieht. Die Platte wird mit Baumwachs bedeckt, und die ganze Wunde damit verschmiert und verbunden. Das Band wird nach einiger Zeit so weit gelöst, daß das Wachsthum des Baums es leicht selbst abstoßen kann.

H. Wie viel Pflöpfreiser werden in einen Ast gesetzt?

K. Je nachdem er dick ist. Es kann ein Reis drey Zoll von dem andern abstehen; auch können die Reiser etwas stark seyn, und aufgesetzt werden, daß sie eine schöne Krone bilden. Noch ist bey dieser Pflöpfart zu merken, daß die Aeste schon im Februar, ehe der Saft eintritt, abgeworfen werden müssen; doch müssen sie noch einen Fuß Holz behalten, der erst bey dem Pflöpfen abgesägt wird, damit man saftiges Holz finde. Die zu bepfropfenden Aeste an den Birnbäumen können so dick wie eines Mannes Arm seyn, und man setzt ihnen desto mehr Reiser auf; die Aeste an den Apfelbäumen aber dürfen nicht so stark seyn; auch müssen die Birnbäume zeitiger gepflöpft werden, weil bey ihnen der Saft früher eintritt, als bey den Apfelbäumen.

H. Ist nach dem Bepflöpfen noch etwas zu beobachten?

K. Die Ausschößlinge unter der Pflöpfstelle müssen im Sommer beyzeiten abgedrückt, und im folgenden Frühjahre muß der Baum abgestugt werden.

VI. Die Spinnen als sichere Wetterpropheten.

Dem Landmann ist oft sehr viel daran gelegen, die Witterung mit einiger Wahrscheinlichkeit auch nur auf einige Tage voraus zu wissen, z. B. bey den Geschäften der Heuerndte, wo er, wenn sie gut von Statten gehen soll, einer anhaltend tröcknen und heißen Witterung bedarf, und wo er bey entgegengegesetzter Witterung Gefahr läuft, sowohl in der Güte, als in der Menge die Hälfte des Heues zu verlieren. Die Mittel, die Beschaffenheit der künftigen Witterung voraus zu erkennen, sind also seiner Aufmerksamkeit würdig. Ein solches Mittel sind die Spinnen.

Herr Quatremaire Disjonval, holländischer Generaladjutant und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, war im Jahre 1787 bey dem Einrücken der preussischen Armee in Holland gefangen genommen und mußte über sieben Jahre im Kerker zu Utrecht zubringen. Die ihn quälende Langeweile bewog ihn, sich mit der Beobachtung der einzelnen lebendigen Geschöpfe, die um ihn waren, der Spinnen, abzugeben. Er versammelte um sich her alle mögliche Arten derselben, obgleich dies Geschäft mühsam war. Bald war sein Gefängniß von den Geweben der Spinnen tapeziert, und er von allen Seiten von ihnen umzingelt. In ihrer Gesellschaft lernte er eine ganze Reihe von Wetterpropheteiungen, welche die Spinnen für alle Jahreszeiten gewähren. Die wichtigste war diejenige, welche er gegen das Ende des Jahres 1794 den Franzosen mittheilte, und welche diesen Holland, ihm aber die Freiheit verschaffte.

Durch

Durch Nachsicht eines Gefängnißwärters war er in den Stand gesetzt worden, daß er den Patrioten von Utrecht, und durch diese denen, die sich an den Ufern der Waal schlügen, die Gewißheit eines Frostes ankündigen konnte, der sie mit den schwersten Kanonen über alle Flüsse tragen würde. Es wurden auch in der That durch den harten Frost vom 29sten December die Franzosen und Patrioten in den Stand gesetzt, über die Waal zu gehen. Die Gegenpartey schmeichelte sich bald mit dem Eintritt eines Thauwetters, weil den 12ten Januar das Wasser gestiegen, aber trübe war. Disjonval schrieb gleich aus seinem Gefängnisse, an den Verfasser der Utrechter Zeitung, daß ehe drey Tage vergingen, eine noch stärkere Kälte einfallen würde. Die Prophezeiung der Spinnen war richtiger, als die vom trübem Wasser; den 15ten froc es, und den 16ten zogen die Franzosen in Utrecht ein, und befreyeten Disjonval aus seinem Kerker.

Den 20sten Januar fiel starkes Thauwetter ein. Die Generale waren in der größten Verlegenheit über das Schicksal von 100000 Mann, die im vollen Marsche auf den Dämmen waren, und sie dachten schon auf den Rückzug. Aber Disjonval, der das Auge immer auf die Spinnen gerichtet hatte, bürgte ihnen mit seinem Kopfe für die Rückkehr des Frostes. Die Prophezeiung traf ein, und ganz Holland fiel in die Hände der Franzosen.

Daß mehrere Thiere der Gewalt der natürlichen Electricität sichtbar unterworfen sind, z. B. die Kassen, die Hähne, und daß sie die bevorstehende Veränderung des Wetters empfinden, kann wohl niemand mehr bezweifeln. Unter allen Thieren aber scheint keins empfindlicher dafür zu seyn,

als

als die Spinne, deren Vorempfindung alles übertrifft, was das Barometer und Hygrometer darüber entdecken können. Denn sie hat nicht nur eine Vorempfindung von naher Veränderung im Dunstkreise, wie die Barometer, sondern sie hat sie auch von einer entfernten.

Entweder es lassen sich keine Spinnen, oder es lassen wenige, oder es lassen sich viele sehen. Entweder sie arbeiten gar nicht, oder sie arbeiten nur schwach, oder sie arbeiten stark und ziehen lange Fäden. Letzteres ist ein Zeichen schönes Wetters von zwölf bis vierzehn Tagen, so wie das erstere Regen oder Wind und überhaupt unangenehmes Wetter bedeutet. Arbeiten sie beim Regen, so ist er gewiß nicht von langer Dauer, und macht bald dem schönsten Wetter Platz. Die Spinne ändert gewöhnlich alle vier und zwanzig Stunden an ihrem Gewebe. Geschieht es Abends zwischen sechs und sieben Uhr, so zeigt es eine sehr heitere Nacht an. Die Winterspinnen sagen starken Frost zehn bis vierzehn Tage vorher, wenn sie sich auch bei dem gelindesten Wetter sehen lassen, und dieses mehrere Tage anhalten sollte. Es ist zu wünschen, daß man mehrere Erfahrungen anstellen, und die Spinnen nach ihren Gattungen und Arbeiten zugleich beobachten möge, um in einem gewissen System darin zu gelangen, welches nicht nur für die Geschäfte der Landwirtschaft, sondern auch für andere Unternehmungen von dem wichtigsten Nutzen seyn würde.

VII. Quacksalberunfug.

In G., einem Dorfe ohnweit Potsdam, hatte ein armer Leinweber das Unglück, daß das eine von seinen

seinen drey Kindern bald nach der Geburt starb, das andere aber in den Pocken auf dem rechten Auge blind wurde, nachdem es sechs Wochen lang die entsetzlichsten Schmerzen ausgestanden hatte. Zur Vermehrung seines Kammers litt seine Frau öfters zwey Tage in der Woche, so sehr an einem heftigen Kopfschmerz, daß sie, so lange als er anhielt, zu aller Arbeit untüchtig war. Beyde lebten indessen in einer friedsamem Ehe; auch half die Frau in gesunden Tagen ihrem Manne treulich arbeiten, so daß er sich und die seinigen, zwar kümmerlich, doch redlich ernährte.

Eines Tages, da die Frau eben auch krank war, tritt ein Kerl, wie ein Bergmann gekleidet, in die Stube und bietet dem Leinweber verschiedene Arzneymittel an, welche für allerley Krankheiten gut seyn sollen. Dieser will davon nichts wissen; jener aber fährt fort seine Waare zu rühmen, und wie vielen er schon damit geholfen. Indem sieht er die kranke Frau im Bette liegen; sogleich geht er zu ihr hin, faßt sie bey der Hand und spricht nach einem bedenklichen Kopfschütteln: Frau, sie ist beherzt; ihr kann aber geholfen werden, wenn sie es sich vier Groschen kosten lassen will. Die Einfältige glaubt dem Herumläufer und spricht zu ihrem Manne, der dem Arzneykrämer nicht traue und das Geld nicht herausrücken will, er würde doch so viel Liebe für sie haben und dieses wenige nicht ansehen, da ihr doch damit geholfen werden könnte. Der Mann läßt sich bereden und kauft ihr für vier Groschen zwey Pulver, welche sie auch einnimmt, sich aber darnach, wie leicht zu erachten ist, nicht besser befindet.

Nicht lange hernach klagt die Frau, es sey ihr, als wenn lauter schwarze Männer in der Stube wären.

wären. Von dieser Zeit an arbeitet sie nicht mehr, sitzt Stunden lang am Ofen, ohne ein Wort zu sprechen, bleibt mehrere Tage mit der Kleidung im Bette liegen, steht des Nachts auf und verunreinigt die Stube, spuckt sich zum öftern an, schimpft und zankt mit ihrem Manne, der nun alle weibliche Arbeiten verrichten, nach den Kindern sehen, kochen, waschen, die Betten machen und die Stube auskehren muß, wobey er, wie es sich leicht denken läßt, fast gar nichts mehr verdienen kann, und dadurch in die traurigsten Umstände geräth.

Hätte der betrügerische Landstreicher der ohnehin schon schwachen Frau nicht den Gedanken, daß sie behert wäre, in den Kopf gesetzt, so wäre sie vielleicht nicht in jenen traurigen Zustand gerathen, bey welchem die schon an sich so unglückliche Familie nun vollends verarmt und wohl gar an den Bettelstab gebracht wird.

Ein neuer Beweis, wie sehr der Landmann Ursache hat, sich vor dergleichen Leuten zu hüten. Möchten doch die Unterobrigkeiten auf solche so häufig im Lande umherziehende unbefugte Arzneykramer und Betrüger, die den armen Landmann nicht nur um sein Geld bringen, sondern auch unsäglichen Unheil anrichten, aufmerktsamer seyn! Was helfen uns die besten landesherrlichen Gesetze, woran es auch in Hinsicht der umherziehenden Bergleute und Quacksalber nicht fehlt, wenn niemand sich um die Beobachtung derselben bekümmert, und sie ohne Scheu ungestraft übertreten werden können.

VIII Mittel wider die Krankheiten der Schafe.

(Zu Num. X. May 1798.)

Es sind in diesem Volksblatte im May und Junius 1798, bereits Mittel wider einige Krankheiten der Schafe mitgetheilt worden. Da die Schafzucht für unser Vaterland von großer Wichtigkeit ist, und in vielen Gegenden desselben der Wohlstand des Landmanns mit darauf beruhet, so will ich, um den Unterricht von den Krankheiten der Schafe vollständig zu machen, einen kurzen Auszug aus des Herrn Doktors und Professors Gottshard Unterricht von der Wartung der Schafe, Kenntniß und Heilung ihrer Krankheiten, Erfurt 1799 mittheilen.

I. Die allgemeinen Ursachen der Krankheiten der Schafe sind:

1) Große Hitze, die den Schafen sowohl im Winter als im Sommer nachtheilig werden kann. Die Schafe haben ein schwaches Gehirn und einen porösen Körper, starke Hitze bewirkt ein zu starkes Ausdünsten der Feuchtigkeiten, die das Geblüt immer in einer gleichen Bewegung erhalten sollen. Daraus entsteht Abmattung des Körpers, Schwäche der Nerven und mancherley Zufälle. Die Schafe müssen also auf der Weide bey großer Mittagshitze in den Schatten gebracht, und im Winter muß ihnen im Stalle hinlängliche Luft gegeben werden.

2) Große Kälte. Die Schafe können zwar viel Kälte vertragen; da aber selbst der Wolf bey strenger Kälte zu heulen anfängt, so kann das weit zärtlichere Schaf nicht unempfindlich dagegen seyn.

seyn. Man thut also wohl, wenn man bey sehr strenger Kälte die Oeffnungen des Stalles verschließt, welches um die Lammzeit um so notwendiger ist, weil die Lämmer, wenn die Kälte einmal in ihre harten Leiber eingeschlagen ist, immer schwach bleiben.

3) Das Wasser, welches den Schafen die allermeisten Krankheiten verursacht. Man kann zwar die Schafe sehr lange vom Saufen abhalten, sie nehmen aber doch von dem durch Regen und Thau naß gewordenen Grase einen großen Theil zu sich, und legen dadurch den Grund zu mancherley Krankheiten. Man weide daher nasse Weiden, treibe die Heerde bey nasser Witterung auf Anhöhen und erst bey trockner Witterung in die Tiefen und Thäler; und ist der Regen sehr lange anhaltend, so füttere man sie lieber im Stalle, bis sich die Witterung ändert. Herr Germershausen versichert, daß seine Schafe nach seinem Erziehungs-system von allen Zufällen der Weide und Witterung nichts leiden. Er sucht die Eingeweide und Körper der Lämmer gleich vom Anfange an durch zwey ganz einfache Mittel zu stärken. Er giebt ihnen wilde Kastanien, zerstoßen, mit gekümmeltem Brod, Schrot oder Kleye vermengt. In Ermangelung der trocknen Kastanien werden grüne genommen, sobald sie ausgewachsen sind; und wenn gar keine zu haben sind, bittere Kräuter, vorzüglich Wermuth und Fieberklee, auch Ebereschensbeeren. Das zweyte Mittel ist wilder Knoblauch oder auch Gartenknoblauch, der die besten Dienste wider die Egeln thut.

4) Der Schrecken, der eigentlich den trächtigen Schafen am gefährlichsten ist und unzeitige Geburten, Blutstürze und andere Zufälle verur-

sacht. Man vermeide daher, so viel als möglich, alles was den Schafen einen plötzlichen Schrecken verursachen kann.

5) Die ungesunde Weide, die den Grund zu mancherley Krankheiten legen kann. Die in Hinsicht der Weide anzuwendenden Vorsichtsregeln sind bereits angegeben worden. S. März 1798.

II. Aeußere Krankheiten der Schafe.

1) Die mancherley Verwundungen. Ist die Wunde rund und tief, so muß sie durch einen angemessenen Schnitt länglich gemacht werden; ist sie flach, so ist es nicht nöthig. Vor allen Dingen muß keine Wolle in die Wunde kommen, sie muß also ringsum abgeschoren, und die Wunde beständig rein gehalten werden. Auf eine ganz leichte Wunde darf man nur ein wenig Theer streichen. Ist sie aber größer, so wasche man sie mit laulichem Wasser, nicht mit Branntwein, rein aus. Dann nehme man Terpenthinöl, etwas Gelbe, und etwas Bleyfalbe, die man in den Apotheken unter dem Namen Ceratum Saturni bekömmt, reibe alles tüchtig durch einander, und branche diese Salbe folgender Gestalt. Ist die Wunde ein Schnitt oder ganz scharfer Riß, so drücke man sie zusammen und lege ein Heftpflaster (Emplastrum commune in den Apotheken) auf, und über dieses ein mit obiger Salbe bestrichenenes Lappchen. Ist die Wunde ein rauher unregelmäßiger Riß, so bestreiche man Bäuschgen von gezupfter Leinwand mit obiger Salbe, lege dann ein Deckpflaster darüber, und wiederhole es, so oft es nöthig ist. Bemerkte man eine Entzündung, so schlägt man ein zusammen gefaltetes Lätzchen mit einer Mischung von halb Wasser, halb Weinessig und etwas Salz befeuchtet darüber.

Eingetretene Dornen oder Splitter ziehe man heraus und schiebe sodann Wiefchen mit obiger Salbe bestreichen in die Wunde. Kann man die Splitter nicht herausbekommen, so suche man sie durch Zugpflaster herauszubringen. Man lege schwarze Seife mit etwas Baumöl auf, oder bloß das in den Apotheken zu habende Gummipflaster. Wenn der fremde Körper heraus ist, brauche man die oben beschriebene Salbe.

Entstehet wildes Fleisch in der Wunde, so streue man fein gestoßenen weißen Zucker oder gebrannten Alaun hinein, oder betüpfle es mit dem sogenannten Höllenstein, oder man mache folgendes Wundwasser: Man koche zwey Quentchen Alaun und eben so viel weißen Vitriol in vier Quart Wasser fünf Minuten lang, thue zwey Quentchen Kampher, in vier Unzen Weingeist aufgelöset hinzu und behalte die erkaltete Mischung in einem Glase auf. In dieses Wasser tauche man eine Feder und bestreiche damit das wilde Fleisch.

Man heile ja keine Wunde zu schnell, weil sie sonst hohle fistulöse Gänge machen, in der Folge wieder aufbrechen und schlimmer zu heilen sind. Man halte die Wunde dadurch offen, daß man Wiefen mit der mehr erwähnten Salbe bestreicht, und heile sie von unten, mithin von Grunde aus.

1) Hat ein Schaf ein Bein nahe am Leibe gebrochen, oder sind die Knochen zer Splittert, so thut man am besten, wenn man es gleich abschlachtet. Ist aber der Bruch da, wo man das Bein gehörig wieder einrichten kann, so kann man es leicht heilen, nach der Vorschrift Jahrg. 1798. S. 291. Am besten ist, wenn man das Bein gehörig einrichtet, es mit Branntwein wäscht und mit einer in laulichem Wasser aufgeweichten dicken Darmsaite

auf- und abwärts umwindet und Schienen aus Schusterspahm darum legt, hernach dem kranken Schaf die andern Füße zusammen bindet, daß es liegen bleiben muß. Wenn die Saiten so hart sind wie ein Knochen, und das gebrochene Bein nicht wieder aus seiner Richtung kommen kann, bindet man das kranke Thier los und läßt es gehen, doch nicht gleich wieder auf die Weide.

3) Die Augenkrankheiten. Merkt man, daß einem Schafe die Augen triesen, so untersuche man sie; findet man etwas darin, so suche man es heraus zu bringen, und spritze frisches Wasser in das leidende Auge. Ist schon ein Fell vorhanden, so bestreiche man das Auge mit Baumöl, oder blase durch einen Federkiel etwas klar gestoßenen weißen Zucker hinein.

4) Die Kopfgeschwulst, Maienseuche. Die Schafe bekommen geschwollene Köpfe, haben dabey viel Hitze, verlieren einige Tage alle Lust zum Fressen, und oft nimmt die Geschwulst den ganzen Kinnbacken und selbst die Ohren ein. Man giebt den leidenden Thieren Wasser, worin Salpeter aufgelöst ist, und schröpft sie mit einem Messer am Kopfe.

5) Die sogenannte Kröte, eine Krankheit der Säugelämmer, da sie zwischen den Hinterbeinen Blattern bekommen; aus der Nase und den Augen läuft eine wässerichte Materie, und aus dem Halse Schleim. Im Anfange des Uebels ist noch zu helfen. Man macht einen Einschnitt in die Haut, steckt ein Stückchen Christwurzeln hinein, bewirkt so eine Eiterung und leitet die verdorbenen Feuchtigkeiten ab.

6) Das Gliedwasser. Die Schafe bekommen ein dickes Knie, in dessen Gelenke ein gelbes Wasser

ser ist. Gedörrtes Salz mit gleich viel ungelöschtem Kalk vermischt, den Schafen gegeben, soll hierbey von guter Wirkung seyn.

7) Der Wasser- und Eiterkropf bestehen in einer Geschwulst am Halse, oft in der Größe eines Gänseeyes. Man schiebt mit einem spitzigen Messer hinein; kommt Wasser heraus, so ist es ein Wasserkropf, kommt Eiter heraus, ein Eiterkropf. Bey dem Wasserkropf ziehe man einen wollenen Faden durch die Beule, so daß er an beyden Enden hervorstehet. Läuft keine Feuchtigkeit mehr aus, so zieht man den Faden heraus, und die Wunde heilt von selbst zu. Bey dem Eiterkropfe sind die Schafe im Leibe faul, mithin verloren.

8) Die Zecken-Läusesucht (Jahrg. 1798. S. 290.) Man kann hierbey auch folgendes Mittel gebrauchen. Man wasche das damit geplagte Vieh mit Salzwasser und bestreiche es mit Essig; oder man bestreiche das Vieh mit Wasser, worin bittere Mandeln zerstoßen sind. Wasser, worin Tobak abgekocht ist, ist auch dienlich.

9) Die Raude wird in die schwarze, nasse und trockne eingetheilt.

Die schwarze Raude ist selten, aber die gefährlichste. Die Schorfe sind ganz schwarz, die Ausdünstung ist sehr stark, stinkend und ansteckend. Man thut am besten, wenn man ein von dieser Raude angestechtes Stück sogleich todt schlägt und mit dem Felle begräbt.

Die nasse Raude ist weniger gefährlich und gleicht mehr einer Art von Salzfluß. Es setzt sich kein Schorf an, sondern aus der angeschwollenen Haut läuft beständig Wasser heraus, welches die Wolle zusammenklebt, wenn man sie nicht gleich anfangs abschereet. Die Ausdünstung ist weder

stark, noch stinkend, und diese Raude scheint mehr eine Ausreinigung der Natur zu seyn.

Die trockene Raude ist die gewöhnlichste. Sie äußert sich zuerst an dem Theile des Körpers, wo die Knochen am meisten hervortragen, auf dem Rücken, an dem Bug der Vorderbeine, an den tuzwendigen Theilen der Hinterbeine und an dem Schwanz. (S. Jahrg. 1798 S. 285). Daubenton rath folgendes Mittel an. Man lasse im Sommer ein Pfund Hammelstalg, im Winter ein Pfund Schweineschmalz über dem Feuer schmelzen, nehme es vom Feuer, thue ein Viertelpfund Terpenthin oder Riendöl darunter und rühre es eine Zeitlang um. Diese Salbe kostet wenig, thut der Wolle keinen Schaden, macht die Haut wieder weich und heilet die Krankheit. Hat sie schon zu sehr überhand genommen, so verstärkt man die Salbe dadurch, daß man ein Viertelpfund Terpenthin oder Riendöl mehr nimmt. Bey dem Gebrauch drückt man die Wolllocken auf der Seite, macht die Schuppen mit einem Schabeisen los, und schmirt die Salbe mit den Fingern ein.

Sollte die Raude schon eingewurzelt und ganze Stücke durchaus verunreinigt seyn, so kann man folgendes Mittel anwenden, welches auch als Schafpulver zum Präservativ benutzt werden kann. Man nehme Salz drey Mäßen, getrockneten Wermuth, Quendel, Bitterklee, Enzianwurzel, Eberwurz, Alantwurzel, Kümmel, von jedem ein halb Pfund, Wachholderbeeren, guten Schwefel, von jedem zwey Pfund, Spießglas ein Pfund, mache alles zu Pulver, und gebe es den Schafen in die Salzlocken.

10) Der Maulgrind besteht in dünnen grindigen Schorfen, welche die Schafe um das Maul herum

herum bekommen. Man zerstößt gleich viel Psop und Salz durch einander und reibt den kranken Thieren das Maul, die Lippen und den Gaum damit. Bey Säugelämmern nehme man bloß Honig und frischen Eyerdotter.

11) Das Klauenweh. Man findet zwischen den Klauen ein kleines Loch, wie einen Stecknadelknopf, aus welchem, wenn man die Klauen an einander reibt, nicht nur Eiter, sondern auch eine Haarmasse wie ein Wurm herauskömmt. Beydes muß man suchen herauszubringen, alsdann die Spitzen der Klauen scheibenweise abschneiden, bis sie zu bluten anfangen, und hernach einen Lappen mit ungelöschtem Kalz umschlagen und verbinden.

12) Die Pocken (Jahrg. 1798 S. 104). Diese gefährliche Krankheit pflanzt sich durch Ansteckung fort. Die Kennzeichen derselben sind: die Schafe fangen an zu hinken, und werden an den Hinterbeinen steif; denn die Krankheit zeigt sich gewöhnlich zuerst zwischen den Lenden, sodann zwischen den Vorderbeinen, unten an der Brust und an andern von Wolle entblößten Stellen. Man fühle kleine Knötchen unter dem Felle und siehe äußerlich dunkle Flecken, welche sich hernach erheben, zu Blasen bilden, schwären, zu einer schwarzen Kruste vertrocknen und mit der Wolle abfallen. Man muß die Kranken sogleich von der Heerde absondern und in einen besondern Stall bringen. Die Hauptsache der Kur muß auf Verminderung des Fiebers, Vereiterung der Pocken und Abtrocknung derselben gehen. Der Stall muß daher weder zu warm noch zu kalt seyn. Man gebe jedem Patienten einen Löffel voll Schwefel und Salpeter zu gleichen Theilen unter das Saufen;

der Salpeter vermindert die Gewalt des Fiebers, und der Schwefel befördert die Vereiterung der Blattern. Diese zu vollenden und das Abtrocknen zu befördern, giebt man den Schafen als ein gelindes Abführungsmittel Glauberisches Salz unter das Säusen. (S. Jahrg. 1799 S. 40). Während der Kur ist bloßes gutes Heu und Gerstenschrot mit laulichem Wasser und etwas Salz allgemein ihr Futter.

In den neuern Zeiten hat man angefangen, sich der Inokulation der Pocken mit dem glücklichsten Erfolge zu bedienen. (S. Jahrg. 1799 S. 559). So nützlich dies auch ist, so ist doch zu bemerken, daß man ja nicht eher zur Inokulation schreite, als bis man in wahrscheinlicher Gefahr ist, daß die Heerde angesteckt werden möchte; und das wird sie wahrscheinlich, wenn die Blattern bereits in der Nachbarschaft wüthen.

IX. Mittel, das Heu bey jeder Witterung trocken und von vorzüglicher Güte zu gewinnen.

Die Erwerbung genügsamen und möglichst besten Heues ist der wichtigste Gegenstand und wahre Grund der Landwirthschaft. Traurig ist es also, wenn anhaltendes Regenwetter das so nöthwendige Geschäft des Heumachens unterbricht oder gar vereitelt, so daß nicht allein sehr viel von der kostbaren Zeit verloren gehet, sondern auch das abgemähete Gras, wo nicht versaulen; aber vom langen Liegen ausgebleicht und unkräftig eingesammelt werden muß. Im dritten Bande der Auswahl

wahl ökonomischer Abhandlungen der ökon. Gesellschaft zu Petersburg hat der Kollegienrath Ortdaus folgendes Verfahren bekannt gemacht, welches bey einer im anhaltenden Regenwetter vorzunehmenden Heuerndte seine Erwartung völlig befriedigte.

Er ließ armsdicke, etwa vier Ellen hohe, ästige Ellen · Vieken · hauptsächlich Fichtenbäume abhauen, so daß von dem glatten Stamm etwa eine Elle bis zu den untersten Aesten gelassen wurde. Die Stammenden wurden gespitzt, die Gipfel gekappt, die Aeste aber kegelförmig und spitzig abgestutzt, so daß die untern etwa dreynviertel Ellen und so stufenweise die obersten nur ein halbes Viertel lang blieben; das Laub aber und die ganz dünnen Aeste wurden rein abgestreift. Diese so zugerichteten Bäume wurden auf der Wiese in die Erde gestossen, so daß sie ganz feststanden. Nun wurde das frisch zusammengehackte, mehrentheils ganz nasse Gras auf die hervorragenden Aeste, von unten auf bis an die Spitze, locker gelegt, so daß die Enden, um dem Eindringen des Regens vorzubeugen, völlig bedeckt seyn mußten. Ubrigens wurde gleiche Vorsicht als bey den gewöhnlichen Heuschobern, in Ansehung der kegelförmigen Gestalt und glatt abgeharkten Rundung angebracht. Auch mußte das Gras von den untersten Aesten nicht bis an die Erde reichen, weil es sonst immer feucht geblieben, und der nöthige Luftzug verhindert worden wäre.

Diese Heugerüste, welche wie die gewöhnlichen Heuschober aussehen, nur daß sie sich vom langen Liegen und Regen sacken können, blieben zum Theil über drey Wochen stehen, ohne daß man mit ihnen etwas weiteres vornahm, als daß man,

wenn ein starker Wind etwas abgerissen hatte, das abgefallene zusammenharkte und wieder auflegte, bis das Heu bey einem endlich erfolgenden heiterm und lustigen Tage vollkommen trocken und grün zusammengeschlagen und eingefahren werden konnte.

Daß durch dieses einfache Verfahren alle Vortheile des Heumachens erlangt und allem sonst so vielfältig erfolgenden Schaden vorgebeugt werden könne, laßt sich leicht erweisen. Zu den Eigenschaften eines guten und nahrhaften Heues wird erfordert, daß es trocken, grün und von einem angenehmen Geruch sey. Dieses wird aber auf die gewöhnliche Weise nie so vollkommen, als durch die eben beschriebene zuwege gebracht werden können, indem auch bey der schönsten Witterung das auf die Schwaden ausgebreitete Gras auf der ganzen Oberfläche schon viel von seiner Kraft und grünen Farbe verliert. Denn die Sonne und der Thau ziehen die fettesten und kräftigsten Theile aus den abgeschnittenen Gewächsen aus, daher auch alle Arzeneykräuter im Schatten getrocknet werden müssen, wenn sie nicht unkräftig werden sollen. Auf den Heugerüsten hingegen kann nur ein sehr kleiner Theil der Oberfläche nach der Mittagsseite zu von den Sonnenstrahlen getroffen werden. Ja wenn man mehrere von diesen Pyramiden in einem Dreieck, die Spitze gegen Mittag gerichtet, stellen wollte, so würde nur die vorderste, die übrigen aber ganz wenig den Wirkungen der Sonnenstrahlen ausgesetzt werden.

Besonders wird diese Methode bey dem Klee und jedem andern fetten Grase sehr nützlich seyn, weil solches auch bey der besten Witterung mehrere Tage zum Austrocknen nöthig hat, und immer
gegen

gegen die Nacht in Haufen geschlagen werden muß, wobei es, zumal wenn Regen dazwischen einfällt, vieles von seiner grünen Farbe verliert und die Blätter des Klees größtentheils abfallen.

Das Austrocknen des Heues wird nicht so viel von der Sonne als von dem Winde bewirkt; daher muß das abgemähte Gras, wenn Windstille einfällt, öfters viele Tage auf dem Schwaden liegen, dann umgewendet und dazwischen in Haufen geschlagen werden. Dagegen bleibt das auf diese Gerüste gelegte Gras, so lange es nöthig ist, ohne die geringste Verschlimmerung liegen, und die Luft kann sowohl von den lockern Seitentheilen, als von unten in die Höhlung bis zur vollkommenern Austrocknung durchstreichen und frey wirken.

Da die Ersparung der Zeit von großer Wichtigkeit ist, so ist diese Methode auch in dieser Rücksicht sehr vortheilhaft, indem man das Heumachen unbekümmert, es mag gut Wetter seyn, oder nicht, in einem weg fortsetzen kann; da man hingegen nach der gewöhnlichen Weise, wenn anhaltendes Regenwetter einfällt, mit dem Heumachen fortzufahren sich nicht getrauet, sondern entweder besser Wetter abzuwarten, oder andere weniger notwendige Arbeit vorzunehmen pflegt, und bey dem vielfältigen Umwenden und dem öftern Auseinander- und Zusammenschlagen der Heuhaufen so viele überflüssige Arbeit verrichten muß. Das größte Uebel bey dem Heumachen entsteht alsdann, wenn bey anhaltendem Regen und abwechselndem Sonnenschein viel abgemähtes Gras auf dem Schwaden, oder feuchtes Heu in Haufen liegt. Das erstere wird ausgebleicht und unkräftig, das letztere erhitzt sich, wird dunstig und verfault zuletzt. Alle bisher angewandte Bewahrungsmittel sind unzulänglich

lich, und der Landmann verliert nicht nur Zeit und Arbeit, sondern auch einen Theil seines Heuvorraths.

Diesen übeln Folgen wird durch die Heugerüste vollkommen abgeholfen. Denn da das frischgemähte Gras sogleich aufgelegt wird, so kann weder die Sonne das Heu ausbleichen, noch die Erhitzung desselben statt finden. Das auf den Nesten locker ruhende Gras ist von aller Pressung frey, der Regen läuft ab, ohne einzudringen, der Wind hat freyen Durchzug und trocknet allmählich aus; man kann sein Heu, so lange man will, unangerührt stehen lassen, bis man überzeugt ist, daß es zum Einfahren vollkommen geschickt ist.

Besonders können die Heugerüste bey dem Stummet (Nachmathe) sehr nützlich seyn. Ein Landwirth wird in den Stand gesetzt, seinen Heuvorrath bis in den spätesten Herbst hinein zu vermehren; denn wenn auch kein gutes Wetter zum völligen Austrocknen nach der gewöhnlichen Weise erfolgen sollte, so können die Heugerüste sogar bis in den Winter stehen bleiben und das Futter nach Nothdurst abgeholt werden.

Man könnte vielleicht einen Einwurf machen, daß es den Wäldern zu sehr schaden würde, so viele junge Bäume zu diesem Endzweck abhauen zu lassen. Allein diese Bäume brauchen nicht von der besten Gattung zu seyn, sondern die verbuttetten, krummen und ästigen, die zu nichts anders als zu Brennholz dienen, sind dazu die besten, und können, wenn man sie zu nichts andern mehr nöthig hat, zu Brennholz genutzt werden. Man kann auch die Heugerüste aus Stangen machen, mit Bohrlöchern von verschiedener Richtung, in welche man Stäbe einsetzt, welche die Zweige der Bäume

me versehen und zweckmäßiger gestellt seyn können. Diese Gerüste würden ohngefähr die Form spanischer Reuter haben.

Ein anderer Einwurf möchte von dem Zeitverluste bey dem Zurichten und Anfahren der Bäume hergenommen werden. Allein der Zeitverlust ist nicht groß; denn ein Arbeiter kann funfzig Stück in einem Tage zurichten und mit zwey Pferden anfahren. Macht man die Gerüste von Stangen, so kann diese Arbeit in den langen Winterabenden geschehen.

X. Bereitung des Runkelrübensyrops.

Die Erfindung des Herrn Direktors Achard in Berlin, aus den Runkelrüben Zucker zu bereiten, ist für unser Vaterland so wichtig als wohlthätig. Wichtig ist sie, weil Millionen, die bisher für amerikanischen Zucker jährlich aus dem Lande gingen, werden erspart werden können, wenn die Bereitung des Zuckers aus den Runkelrüben erst im Großen, wie zu hoffen steht, zu Stande kommen wird: Wohlthätig ist sie besonders für den Armen, der sich nun, nach getragener Last und Hitze des Tages im Sommer, wieder mit einer Kaltenschale und im Winter mit einer Viersuppe wird erquicken können, die er bey der bisherigen übermäßigen Theuerung des gewöhnlichen Zuckersyrops hat entbehren müssen. Ganz vorzüglich kommt sie dem Landmanne zustatten, der mit leichter Mühe so viel Runkelrüben erbauen und sich seinen Syropsbedarf selbst verfertigen kann, und dabey den Vortheil hat, die Abgänge davon für sein Vieh zu benutzen. Ich will daher das Verfahren des Herrn Direkt.

Direktors bey Bereitung des Syrops, so wie es es in den Zeitungen bekannt gemacht hat, mittheilen.

Die Wurzeln werden, nachdem das Kraut abgeschnitten worden, recht rein gewaschen, auf der Kartoffelmaschine in Scheiben geschnitten, in einen Kessel gethan, und mit so viel Kalkwasser begossen, als nöthig ist, sie eben damit zu bedecken. Das Kalkwasser wird bereitet. Auf hundert Quart Saft sind drey bis vier Loth frisch gebrannter Kalk hinreichend. Der Kalk wird zuerst mit wenigem Wasser gelöscht, und dann mit einem paar Quart Wasser zu Kalkmilch verdünnt. In Ermangelung des frischen Kalks kann man auch bloßes reines Brunnenwasser zugießen. Man kocht die zerschnittenen Wurzeln so lange, bis sie völlig weich sind und sich leicht mit den Fingern zerdrücken lassen. Alsdann wird alles, Rüben mit sammt dem Wasser, worin man sie gekocht hat, ganz heiß unter eine Presse gebracht und ausgepreßt.

Zur Verhütung der Gährung wird der Saft sogleich in einen Kessel gegossen, der aber nur bis zu drey Viertel seiner Höhe angefüllt werden darf, und bey raschem Feuer in das Kochen gebracht. Er schäumt stark auf, und der Schaum muß fleißig abgenommen werden. Ist er bis zur Hälfte eingekocht, so seihet man ihn durch wollene Tücher, gießt den klar durchgelaufenen Saft abermals in einen reinen Kessel, und läßt ihn, unter beständigem sanften Wallen bey gemäßigtem Feuer, bis zur Dicke eines haltbaren Syrops einkochen. Hierbey ist aber sorgfältig zu verhüten, daß er nicht anbrenne, welches sich besonders gegen das Ende leicht ereignen kann. Am sichersten wird es verhütet, wenn die Wirkung des Feuers bloß auf den Boden

des Kessels eingeschränkt wird, um die Seiten des Kessels aber keinen Spielraum findet. Sobald der Syrop die gehörige Dicke hat, wird er noch warm in Bouteillen gegossen, und nach völligem Erkalten verwahrt.

Hat man Mangoldwurzeln von vorzüglichster Arten angewandt, so geht die Abscheidung eines körnichten krystallinischen Rohzuckers leicht von Statten. Man füllt den Syrop in flache steinerne Milchnäpfe, stellet sie an einen mäßig warmen Ort in der Nähe des Stubenofens, damit bey einer dadurch beförderten langsamen Verdunstung die Zuckertheile sich in krystallinischer Form ansehen können. Ist dies geschehen, so sondert man den übrig bleibenden zähen Schleimzuckersaft dadurch ab, daß man den Zucker in feucht gemachte Leinwand thut und allmählich preßt, worauf der Rohzucker an einem mäßig warmen Orte völlig ausgetrocknet wird. In der Haushaltung kann dieser Rohzucker sehr gut statt des gewöhnlichen Farin- oder Kochzuckers dienen.

Aus mehreren gemachten Proben läßt sich mit Gewißheit angeben, daß von drey Centner zweckmäßig kultivirter Runkelrüben zwey und funfzig Pfund eines syropartigen Safts von sehr guter Konsistenz, und aus diesem achtzehn Pfund Rohzucker erhalten werden können. Die Art Runkelrüben, die auswendig weiß sind und fast ein ganz weißes Fleisch und nur sehr blaßrothe Ringe haben, hauptsächlich aber die mit weißem Fleische und weißem Rande ist die beste. Man muß aber die Wurzelköpfe nicht über der Erde hervordachsen lassen, auch im Sommer die Blätter für das Vieh nicht abblatten.

XI. Ein Hausmittel wider die Schwindsucht.

Man nehme ein frischgeschlachtetes Räsbergeschlänge, wie es aus dem jungen Milchkalbe kommt, ohne es auszuwaschen, wiege es und thue es in eine große zinnerne Flasche, welche zugeschroben werden kann, und thue so viel, als das Geschlänge gewogen, weißen vorher klein gestoßenen Zuckerandis hinzu. Alsdann schraube man die Flasche fest zu, setze sie in einen Kessel voll heißes Wasser, und lasse dies im Kessel immer sieden und kochen. Damit das Wasser im Kessel nicht abnehme, so muß ein anderer Topf mit Wasser beständig beim Feuer stehen, damit aus solchem in den Kessel zugegossen werden kann, bis es zwei Stunden also gekocht hat. Alsdann eröffnet man die Flasche und sieht zu, ob sich alles zusammen zu einem reinen Saft gekocht und aufgelöst hat. Ist dies, so höret man auf mit Kochen, thut die Flasche aus dem Kessel, läßt sie zugeschraubt erkalten, und gießt dann den Saft in eine Flasche, um ihn aufzubewahren. Von diesem Saft giebt man dem Patienten alle Morgen und Abend einen Löffel voll. Es ist ein herrliches Mittel, das schon manchem geholfen hat, den die Aerzte bereits verlassen hatten.